Die Dreadnought-Lüge

Autor(en): **Fried, Alfred H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): **- (1910)**

Heft 13-14

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-801733

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Dreadnought-Lüge.

Von *Alfred H. Fried.*

Unter diesem Stichwort verbreitet Fried ein Flugblatt, in welchem er in gedrängter Form, aber mit der ihm eigenen Wucht der Beweisführung gegen den Dreadnought-Rummel zu Felde zieht. Er sagt darin unter anderm:

Flagge oder Preiskurant. Das beliebteste Schlagwort, das in allen Ländern zur Verteidigung der Flotte angewendet wird, besagt, dass die Flotte den Handel fördere. Diese Angabe wird widerlegt durch die Tatsache, dass diejenigen Länder Europas, die keine oder nur eine unzulängliche Flotte besitzen, den grössten Aussenhandel betreiben. Der Aussenhandel der hauptsächlichsten europäischen Handelsstaaten beträgt per Kopf der Bewohner: für Oesterreich-Ungarn 87 Fr., für Frankreich 223 Fr., für Deutschland 234 Fr., für Grossbritannien 534 Fr., für die Schweiz 590 Fr., für Belgien 608 Fr., für Holland 1490 Fr.

Danach haben die Schweiz und Belgien, die gar keine, und Holland, das nur eine unzulängliche Flotte besitzt, im Verhältnis den grössten Aussenhandel. Dass aber eine grosse Flotte die Handelsbeziehungen nicht zu fördern vermag, ergibt sich auch aus der Tatsache, dass zum Beispiel die englischen Kolonien trotz ihrer Zugehörigkeit zum englischen Reich und trotz der grossen Flotte Englands ihren Bedarf dort decken, wo sie ihn am billigsten erhalten können. Die englische Kolonie Kanada bezieht im Verhältnis tatsächlich mehr aus der Schweiz als aus England.

Der Handel folgt nicht der Flagge, wie unsere Marinegläubigen uns glauben machen wollen, sondern dem billigen Preiskurant. Das wirtschaftlich am wenigsten belastete Volk wird am billigsten produzieren können und daher im Aussenhandel am konkurrenzfähigsten sein. Die grosse Belastung des Staatshaushaltes durch die Flottenpolitik hindert daher eher den Aussenhandel, als dass sie ihn fördert.

——o——

Eine interessante Episode aus B. von Suttners Memoiren.

Bei meiner Rückkehr aus Paris fand ich die Korrekturbogen meines Buches „Das Maschinenzeitalter". Ich fügte in dem Kapitel „Zukunftsausblicke" einen Bericht über den Bestand der Londoner Liga bei. So wie ich nichts davon gewusst hatte, setzte ich auch bei meinen Lesern die Unkenntnis dieser Zeiterscheinung voraus. In dem Dinge, „Oeffentlichkeit" genannt, verschwinden ja die Anstrengungen von ein paar hundert — auch von ein paar tausend — Menschen wie ebensoviele Tropfen Karminfarbe in einem Binnenmeer.

Als das Buch darauf bald erschien, erlebte ich die Genugtuung, dass unter den sehr zahlreichen Kritikern, die ihm spaltenlange Besprechungen widmeten, nicht ein einziger auf die Idee kam, dass „Jemand" dem „schwachsinnigen Geschlechte" angehören könnte. Dr. Moritz Necker, der bekannte Literaturrezensent des „Wiener Tagblatt", schrieb mir in einem Briefe, der von einem andern Gegenstand handelte, auch nebstbei, dass er unlängst ein anonymes Buch „Das Maschinenzeitalter" gelesen habe; für ihn bestehe kein Zweifel, der Verfasser sei Max Nordau. Derselben Meinung war Cherbuliez, der in seinem sechzehn Seiten langen Artikel der „Revue des deux Mondes" Max Nordau als den Verfasser der besprochenen Arbeit bezeichnete. Max Nordau verwahrte sich öffentlich selber dagegen mit der Erklärung, dass er das Buch nicht kenne und dass er gewohnt sei, zu zeichnen, was er schrieb. Ich war seit einiger Zeit in Korrespondenz mit dem Philosophen B. von Carneri, dem ich nach der Lektüre seines „Sittlichkeit und Darwinismus" einen bewundernden Brief geschrieben hatte, worauf er geantwortet, dass er mein „Inventarium" kenne und schätze, und daraus hatte sich nun ein regelmässiger Briefwechsel ergeben. Von meinem anonymen Buch hatte ich ihm nichts verraten; desto freudiger überrascht war ich, als ich in der Zeitung im Parlamentsbericht eine Rede Carneris fand, die er tags zuvor im österreichischen Reichsrat gehalten und worin er das Buch „Das Maschinenzeitalter" erwähnte. Ich fragte ihn darauf, was das für ein Buch sei und von wem? Er antwortete darauf, der Verfasser sei ungenannt, aber er habe erraten, wer er sei: Karl Vogt — er habe ihn augenblicklich am Stil erkannt. Uebrigens hätten manche geglaubt, dass er selber (Carneri) das Buch geschrieben habe. Dann gab ich mich ihm als die Schuldige zu erkennen, bat ihn aber, das Geheimnis zu wahren.

Zu Anfang des nächsten Herbstes waren wir, wie wir das öfters taten, wieder auf ein paar Wochen nach Wien gefahren. In dem Hotel, in welchem wir abgestiegen waren, erfuhren wir, dass der Abgeordnete von Steiermark, B. von Carneri, sich im selben Hause befand. Meinen berühmten Korrespondenten kennen zu lernen, diese Aussicht lockte mich lebhaft, und wir liessen uns bei ihm melden. Der Gelehrte trat uns freudig entgegen. Ein alter Mann, ein kranker Mann — beinahe ein Krüppel, und doch — welche Heiterkeit und Frische! Carneri war sein Leben lang nicht gesund gewesen — sein Kopf sass immer schief auf die rechte Achsel gedrückt, mit Mühe nur konnte er gehen, und von früher Jugend an hatte er keinen Tag ohne quälende Schmerzen zugebracht. Und er nannte sich einen glücklichen Menschen; er nannte sich nicht nur so, er war es auch. Seine geistige Arbeit, seine politische Tätigkeit, der Besitz einer teuern Tochter und eines teuern Schwiegersohnes, das hohe Ansehen, das er in der Gelehrtenwelt und unter den Parlamentskollegen genoss — das mochten wohl die Grundlagen seiner Lebensfreude sein; aber das eigentliche Geheimnis war wohl dies: er betrieb nicht nur Philosophie — er war wirklich ein Philosoph — d. h. ein Mensch, der sich über die Misere des Lebens hinauszusetzen und dessen Schönheit dankbar zu geniessen weiss.

Wir verbrachten einige anregende Stunden in Carneris Gesellschaft; alle Themen, die wir in unserer Korrespondenz angeschlagen hatten, wurden durchgesprochen, und die Freundschaft, die sich brieflich angeknüpft hatte, wurde durch diesen persönlichen Verkehr nur befestigt. Am selben Abend trafen wir uns wieder. Wenn der Abgeordnete aus Marburg an der Drau zu den Parlamentssessionen in Wien weilte, so pflegte er im Hotel an einer bestimmten langen Tafel zu soupieren, und um diese Tafel versammelte sich eine Anzahl seiner Kollegen und sonstiger hervorragender Persönlichkeiten aus politischen, literarischen und gelehrten Kreisen von Wien. Der „Carneri-Tisch" im Hotel Meissl war eine Art schöngeistiger Salon. An dem Abend nahmen auch wir an diesem Tische Platz und lauschten mit Interesse der lebhaften Unterhaltung, deren Mittelpunkt unser Freund Carneri war, an dessen rechter Seite ich sass. An eine Episode kann ich mich erinnern. Mein Nachbar zur Rechten sagte plötzlich zu meinem linken Nachbar über mich hinüber:

„Du, ich hab' mir das Buch gekauft, das du neulich in deiner Rede zitiert hast. Weisst du noch immer nicht, wer „Jemand" ist?"